



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Preise wird binnen kurzem kein altes Weib sein, das nicht die Wolzesehe Geschichte mit schönen Variationen zu erzählen wüßte. Also bekannt bin ich. Wo anders würde ich Jahre brauchen, um nur einigermaßen das zu erreichen, was ich hier habe. Wäre es in Amerika, so ließe ich an den Hausgiebel mit Riesenbuchstaben malen: Hier wohnt der bewußte Wolze, der die bewußte Dummheit gemacht hat, hinterher aber „helle“ geworden ist. Eignet sich vortrefflich zum Rechtsanwalt. Das sollte schon ziehn! Es muß also folgendes geschehn: Wir kündigen die Wohnung und ziehn in ein kleines Quartier. Was verkauft werden kann, wird verkauft. Wir schränken uns ein. Wir geben keinen Groschen unnötig aus. Geraucht wird nicht mehr, auch nicht ins Konzert gegangen. Ich arbeite, und du ziehst ein Mattenfähnchen an und kaufst den Kohlrabi in der Markthalle selber. Die nächsten Jahre werden einfach gestrichen. Wenn wir dann nach ein paar Jahren, wenns Glück günstig ist, die Trümmer unsers verfehlten Anfangs beiseite geräumt haben, dann fangen wir von neuem an. Dann aber mit Grazie. Willst du das?

Mit Freuden, Robert!

Na, denn man zu.

Aber die beiderseitigen Mütter waren mit dieser Lösung der Frage keineswegs einverstanden. Frau Larose konnte es nicht ertragen, daß ihre Tochter so tief hinabsteigen sollte, den Kohlrabi selbst einzukaufen, und Frau Rat Wolze konnte es nicht verwinden, daß sie im Begriff stand, auch den Ratsstiel einzubüßen. Hatte sie doch kürzlich ein impertinenter Ladjüngling Frau Kassenkontrollleur genannt. Sie zogen also beide fort — zur Erleichterung der Zurückbleibenden.

Wolze war wirklich helle geworden. Er hatte die Lage der Dinge richtig erkannt, es war sehr geschickt gewesen, in B. zu bleiben. Da es ihm nun noch gelang, eine günstig gelegne Wohnung zu erwischen, so ging es in seinem Bureau zu wie in einem Bienenhaufe, er war bald der beschäftigteste unter den jüngern Rechtsanwäkten und verdiente einen hübschen Groschen Geld. Als er die ersten 5000 Mark abgestoßen hatte, leistete er sich den ersten Luxus. Er ließ sich eine Schrifftafel anfertigen, auf der unter Glas und Rahmen die Buchstaben D. W. D. A. zu lesen waren, und hängte die Tafel über seinen Schreibtisch.

Männchen, fragte Annette, als sie die Inschrift sah, was soll denn das bedeuten?

Das ist ein Wappen, Kind, erwiderte er, etwa so wie das römische: S. P. Q. R. Oder auch ein Zauberspruch, und zwar ein solcher, der sich bei uns ausgezeichnet bewährt hat. Es sind nämlich die Anfangsbuchstaben von Worten aus einem alten Studentenvers, den wir in Halle oft genug gesungen haben:

Denn was die andern von uns denken,
Das kann uns piepe sein,
Ist uns auch ganz schnurz.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Antipietist. Zu Beginn des Jahres erschien eine kleine theologische Broschüre: „Der Antipietist“ (im Verlag von Frommann, Stuttgart), deren polemischer Titel und packender Stil vielfach die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Das Schriftchen hat widersprechende Kritik erfahren — von rechts abgelehnt, von links

anerkannt. Aber auch die moderne theologische Rechte hat zugegeben, daß manches aus dem Schriftchen gelernt werden könne, und die objektive Kritik der modernen Linken giebt Rade in seiner Christlichen Welt: „Dem Schriftchen haftet eine gewisse Einseitigkeit an, die der Gefinnungsgenosse leicht ergänzt, der angegriffene Gegner ihm aufnutzen wird. Eines Mannes Rede ist keine Rede, dies Wort fiel mir zuweilen ein; aber es war doch eines Mannes Rede, und das that gut.“

Was das Schriftchen zunächst für beide theologischen Richtungen wertvoll machen muß, ist das Verdienst, daß wieder einmal eine pointierte Zusammenstellung aller der religiös-kirchlichen Fragen gegeben wird, die für das beginnende Jahrhundert das Erbe der geistigen Umbildung sind, die die letzte Generation des neunzehnten Jahrhunderts in Latium und Theologie durchgemacht hat.

Wir dürfen uns ja nie dem Glauben hingeben, daß sich Rechte und Linke in Parlament, Kirche oder Wissenschaft die Hand reichen werden zum „ewigen“ Frieden. Aber das Los alles Konservatismus und Liberalismus, die unbewußte und ungewollte Beweglichkeit vorwärts und rückwärts illustriert treffend die Entwicklung der Reformation. Die katholische Kirche ist konservativ geblieben und hat sich doch nicht gegen den Bazillus des Fortschritts wehren können, und die Reformationskirche hat manchen konservativen Rückschlag in sich aufgenommen und verarbeitet.

Daselbe gilt von dem gegenwärtigen Stande der theologischen Parteien. Der wertvollste Ertrag der geistigen Arbeit und des Kampfes der letzten Zeiten wird die Erkenntnis sein, daß gerade die Parole des Subjektivismus, unter der von der Linken wie von der Rechten gekämpft wird, die Kampfweise humanisieren muß, unter dem Eindruck der Thatsache, daß gerade Glaubensfragen zu einem guten Teil Stimmungsprobleme sind, und daß der kälteste Logiker *ira et studio* in die Welt schaut.

So dürfen wir auch die Schrift dieses „Antipietisten“ trotz alles Aggressiven nicht leicht vom rein polemischen Standpunkt aus auffassen, sondern als den Stimmungsniederschlag eines Theologen, dem in der ehrlichen Negation und beherrschenden Kenntnis moderner Probleme des Christentums das Alte hemmend, das Neue unsicher und das Kommende stark problematisch erscheint.

Der Verfasser ist offenbar ein Praktiker, der sich mit all den Erscheinungen auf dem Gebiet der innern Mission, der sozialen Politik und der Theologenerziehung persönlich befaßt und daran mitzuarbeiten versucht hat. Jeder, der mitten in neuen Bildungen mit Hand anlegt, hat den Kampf mit dem Objekt aufzunehmen, und das macht aggressiv und resigniert.

Der „Antipietist“ braucht einen starken Gott, einen Gott seines Temperaments, einen subjektiven Gott. Andre ängstlichere Gemüter erhalten sich in dogmatischer Bedenklichkeit einen kühl objektiven Gott und wagen es nicht, ihm ihre Herzens- und ihre Zeitwünsche an das große Vaterherz zu legen. Von dem energischen Gottesbegriff des Verfassers aus entsteht der Wunsch, daß sich der Gotteswille einer geistigen Freiheit durchsetze, alle Reaktion brechend. Das ist freilich nicht ganz der reale Gang der Geschichte und der Geistesentwicklung. Auch in der Kirche der Reformation ist langsames Tempo Gesetz.

Damit ist aber lebendigen Geistern das Amt nicht versagt, in einer explosiven Ausführung Licht und Schatten über das Gegenwartleben zu werfen, um wieder einmal den langsamen, verschleierte Gang der Dinge durch einen Blitz zu erhellen. Der Blitz setzt freilich die Dinge nicht in ihre ganze natürliche Beleuchtung. Wir erschrecken.

So berühren uns die bitteren Wahrheiten, die der Verfasser hinwirft — über die Thatsachen, daß die Gebildeten in religiösen Fragen indifferent geworden seien,

daß die innere Mission durch einen engherzigen „pietistischen Geist“ in ihrer Wirksamkeit gehemmt sei, daß die Schwachen die Starken beherrschen durch Erzwingung der Konzessionen gegen ihre „Schwachheit,“ daß moderne Theologie da und dort durch parteiische Kritik geächtet wird. Und doch weiß der Verfasser selbst, daß er damit nicht das ganze Wirklichkeitsbild giebt, und daß er auch der liberalen Theologie nicht das Wort ausschließlich reden kann. Er kennt auch ihre Schwächen und die Stärke der Orthodoxen. „Die Orthodoxen alten Schlags haben viele treffliche Eigenschaften: Konsequenz der Gedanken und Gesundheit der Lebensführung, nicht gedrückt, ängstlich, peinlich; unbefangener Weltgenuß. Da können die Liberalen lernen: es ist, als ob der Kampf um wissenschaftliche Problemstellungen ihre Kraft erschöpft hätte, ihnen aber für die Praxis die feste Richtschnur fehlte. — Daß doch einmal einer käme und die Theologenparteien vernichtete und auf die Wichtigkeit des religiösen Problems selbst hinwies.“

Und ich möchte dazu noch die Ergänzung Rades geben: „Gerade das Ungeschichtliche des Gemeinschafts- und Evangelisationschristentums ist nicht nur seine Schwäche, sondern auch seine Stärke.“

Bei solchen Betrachtungen verliert das Büchlein seine polemische Schärfe, denn ich kann mir keine weitgehendere Anerkennung gegenüber dem positiven Glaubenswert der Orthodogie denken, als wenn man ihr Gesundheit der Lebensführung zuerkennt und der Krankhaftigkeit mancher neuern Orthodoxen das ebenso Ungezunde mancher modernen Liberalen ehrlich gegenüber hält. Ich muß aus dieser These, die das Büchlein wohl etwas energischer hätte durchklingen lassen können, folgern, daß die Negation des Antipietisten zuletzt der Wille zur Gewinnung einer breiten Grundlage ist, auf der sich eine starke Einigkeit durch die großen Gegenwartsfragen, die der Verfasser alle anhaut, aus der Enge dogmatischer Streitigkeiten herausrufen lassen soll zur gemeinsamen, geschichtlich-wissenschaftlichen Erfassung des bunten, wirren Gegenwartslebens — zur Untersuchung der Thatfachen, daß und warum die Gebildeten entkirchlicht sind, warum die Landeskirchen in vielen Fragen nicht mitreden können, wo sie die berufenen Redner eines erlösenden Wortes sein sollten, und endlich rufen lassen soll zur gemeinsamen Besinnung darüber, ob wir mit der Ablehnung moderner Kultur oder mit der Aufnahme und dem Versuche einer Neuchristianisierung dieser Kultur mehr unserm christlichen Lebens- und Berufs-ideale dienen.

Diese gemeinsame Arbeit auf dem praktischen Boden der Kirche wird zunächst den Wert mancher Schattierung der dogmatischen oder historischen Auffassung der christlichen Religion im Verhältnis zu den zeitgeschichtlichen Kirchenfragen als sekundär erscheinen lassen. Weiter kommen sich in der praktischen Zusammenarbeit die Geister näher, wenn auch nicht aufs erstmal. Die aktiven Persönlichkeiten müssen sich gesetzmäßig anziehen, wenn sich ihr praktischer Bethätigungswille in demselben praktischen Ziele trifft. Die „prinzipiellen Standpunkte“ stoßen sich ab, weil sie über dem Standpunkt das gemeinsame Ziel vergessen. Ich erinnere daran, daß auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß Liberale und Positive zusammenstehn, und daß in Karlsruhe ein sehr liberaler Theologe Stöcker warme Anerkennung gezollt hat. Die „prinzipiellen Standpunkte“ — wissenschaftlich oder unwissenschaftlich — sind kalt, herzlos, streitbar, weil fast immer litterarisch auf dem Papier ausgefochten und darum unverzöhnlich, wenn sie im Leben aneinander geraten. Die aktiven Persönlichkeiten, wenn sie wirklich „christliche“ Persönlichkeiten sind, müssen sich gerade in dem Lebenspunkte finden, der sie als „Standpunkt“ scheidet, in der Religion, wenn das Wort Religion nicht zur frivolen Phrase werden soll im Munde der Diener Christi.

Dieses Zusammenarbeiten wird aber durchaus keine Vermischung oder Ver-

gewaltigung einer „Partei“ bringen müssen, sondern nur das Verständnis für das ehrliche Wollen der andern und ihren relativen, gottgesetzten praktischen Wert. Jede Religionsgemeinde, ob wir Volkskirche, Freikirche oder Staatskirche haben, wird nie ein reines, ungeschiedenes Element von einheitlicher Erfassung, Anwendung und Bethätigung der christlichen Religion haben, sondern wird immer ein doppeltes Element bergen: intellektualistische und pectorale, wenn ich so sagen darf. Auch unsere pietistischen Zirkel haben beide Elemente; ich erinnere an neuere Vorgänge in Basel und in der Brüdergemeinde!

Das streng pietistische, von der Geschichte und Kultur sich selbst isolierende Element, dem der Verfasser, wie er in einer neuern kurzen Abwehr betont, allein entgegentreten will, wird sich bei der praktischen Zusammenarbeit der Orthodoxen und der Liberalen vielleicht oder gewiß nicht beteiligen wollen. Sind aber nur die Orthodoxen und die Liberalen in ihrer großen Zeitaufgabe einig, so kann das Zurückstehn pietistischer Sonderkreise geschichtlich nicht in Betracht kommen. Die Besonderheit ihrer Verkehrs mit Gott wird vielleicht eben unter dem Druck dieses Zusammenschlusses der Orthodoxen und der Liberalen eine andre Form ihrer religiösen Gemeinschaft suchen, wie dies in andern großen Kirchen geschehn ist, und ihre Isolierung wird sie dann von selbst zu einem aktionsmäßigen Gemeinschaftskörper umbilden, der in einer selbstgestellten Weltaufgabe seine individuelle Daseinsberechtigung beweisen muß, wie es die Brüdergemeinde gethan hat. So verstehe ich wenigstens das göttliche Gesetz der Biologie christlicher Gemeinschaften. Dieses Ausschneiden könnte unter den versöhnlichsten Formen geschehen und in dem Bewußtsein, daß man sich später, nach Sturm und Drang, wieder sieht draußen in der Arbeit an den gemeinchristlichen Aufgaben der Kultur.

Ob endlich aber eine auf dem Grunde des Zusammenschlusses der orthodoxen und der liberalen Partei stehende Kirche — das Resultat der Vereinigung ist eine Sache jahrelanger Entwicklung, die in ihren ersten Anfängen ist —, ob diese Kirche eine Staatskirche bleibt, oder ob sie sich zur Volkskirche weiter gestaltet, wie der Antipietist meint, läßt sich kaum vorausbestimmen und vielleicht auch gar nicht anstreben, da wir noch nie die geschichtliche Probe erlebt haben, was eine einige evangelische Kirche, ein großer deutscher Kirchenbund dem Staate gegenüber an Rückgrat, Selbsthilfe und Mitarbeit leisten kann.

Jede Zeit hat ihre Probleme zu lösen in Staat, Wissenschaft, Kunst und Kirche. Die evangelische Kirche hat auf dem Gebiet der wissenschaftlich-theologischen Forschung Bedeutendes geleistet und in großen Zügen das Bild Christi und seiner Gemeinde klar dargestellt und das religiöse Problem nach seiner universalen religionsgeschichtlichen Bedeutung aufgezeigt. Die wissenschaftliche Arbeit hat noch Gold in ihren Minen und wird weiter graben. Aber die evangelische Kirche ist als echte Germanenkirche vielleicht schon zu lange in der Studierstube gesessen und hat den pietistischen Elementen die kirchliche Zeitaufgabe der innern Mission überlassen, indem sie vergaß, daß Luther nicht nur ein Theologe, sondern auch ein Kirchenmann und ein Volksmann gewesen ist.

Die wissenschaftliche Arbeit ist aber auch an gewissen Grenzen angelangt. Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Forschung hat Harnack festgestellt, daß man wieder zu positiven Resultaten zurückgekehrt ist. Die Dogmatik beweist ihre Grenzen in der Unfruchtbarkeit an originalen Werken. In der Ethik aber ist ein frischer Zug. Neue Probleme werden angefaßt — soziale, politische, praktische —, und das geschieht unter dem Druck der hereinbrechenden neuen Kulturfragen. Überall drängt die Zeit nach praktischer Bethätigung in Theologie und Kirche, und die „Predigt,“ die beide vermittelt, ist Gegenstand lebhaftester Diskussion.

Lassen wir einmal die Edelsten der evangelischen Kirche, Orthodoxe und Liberale,

an den praktischen Fragen der sozialen Ethik, der christlich-evangelisch-sozialen Politik, der praktisch angewandten Kirchen- und Dogmengeschichte arbeiten, dann wird sich auch von selbst die Forderung ergeben, die der Antipietist mit Recht betont, daß wir die ganze geistige Kultur auch in der Kirche verarbeiten müssen, wenn wir dem modernen Geschlecht den Beweis der imponierenden Geistesmacht der evangelischen Kirche geben wollen. Und Raumann hat recht: nur die Macht ist ein „Faktor“ in der modernen Welt. Aber es giebt nicht nur eine politische, es giebt auch eine religiöse und soll auch eine christliche, und ich hoffe zu Gott, auch noch einmal eine deutsch-evangelische Geistesmacht geben.

Gerade die Geschichte, auf die der Verfasser seine Hoffnung setzt, sollte nach meinem Gefühle für beide Teile die versöhnende Erkenntnis bringen, daß da, wo die Kirche dogmatische Streitigkeiten vergessen hat, sie wieder eine Macht geworden ist. Die katholische Kirche ist durch Glaubenseinigkeit — wenn sie auch nur äußerlich gewahrt ist — eine politische Macht, die evangelische Kirche würde durch Glaubensfrieden eine geistige Macht der Gegenwart und der Zukunft. Und die Anzeichen zu einer Machteinigung der evangelischen Kirche mehrten sich in dem Rufe nach einem deutsch-evangelischen Kirchenbund und in der immer klarer werdenden Erkenntnis von den sozialen Pflichten der Landeskirchen, wie sie z. B. der Vertreter der badischen Oberkirchenbehörde auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Karlsruhe mit feiner Ironie vertreten hat. Die Verschließung gegen die sieghafte Macht dieses einfachen Werdegesezes der Einigkeit hat zu allen Zeiten die Reaktion und die Angstlichkeit und die Kirchturmspolitik geboren.

Positive und Liberale können ihren logischen und gemüthlichen Religionsbedürfnissen und Kontemplationen ungestört in friedlicher Sezession nachgehn; daneben ein wenig Liebe auf die Pulverpfanne — dann wird nicht soviel Pulver unnütz verknallt über metaphysische Dinge, von denen sich doch keiner durch den andern überzeugen läßt, so wenig wie Athanasianer und Arianer einander verstanden, bis die Geschichte sie selbst zermalmt hat.

Und ehe die Geschichte und das schwerblütige moderne Leben uns zermalmen, sollten wir von der Geschichte lernen.

Das größte, vielleicht teilweise ungewollte Verdienst des Antipietisten mit seiner temperamentvollen Einseitigkeit wäre wohl das, wenn er Anlaß gäbe zu Friedenspräliminarien über die gemeinsamen Interessenfragen, die die innerkirchlichen Parteien nach außen, nach der modernen Welt haben. Oder wollen wir gar nichts von der Wirklichkeit lernen in alter rabios theologorum? Was Staatsparteien können — sich einigen zu großen Vaterlandszwecken —, das sollten doch auch Kirchenparteien können zu Reichs-Gotteszwecken. Kirchenparteien, die beide von der Liebe predigen und den Gebildeten das amüsante Schauspiel schwertragender Friedensapostel geben!

Und da fragen wir noch, warum die Gebildeten entkirchlicht sind?

David Koch

Was leisten unsre höhern Töchter Schulen? Ich habe in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit gehabt, junge Mädchen von sechzehn Jahren danach zu fragen, was sie in ihren Schulen, höhern Töchter Schulen großer wie auch kleinerer Städte, gelernt oder was sie von dem Gelernten behalten haben. Was ich da erfahren habe, erfüllt mich mit gerechtem Staunen. Das Resultat war „um Null herum.“ Die jungen Mädchen waren nicht imstande, festzustellen, ob Friedrich der Große im fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten oder in einem andern Jahrhundert gelebt habe, Gustav Adolf und Luther wurden für Zeitgenossen gehalten, wer Karl der Große gewesen sei, und in welchem Jahrhundert er gelebt habe, war un-

bekannt, ebenso waren die Könige David und Salomo wie auch Alexander der Große gänzlich unbekannte Größen. Und doch war ohne Zweifel dies alles seiner Zeit „dagewesen.“ Die Hauptströme Deutschlands wurden mit Mühe zusammengebracht, die Nebenflüsse verloren sich in undurchdringliches Dunkel. Ob Newyork in Nord- oder Südamerika liege, war eine zweifelhafte Sache. Wie eine Sonnenfinsternis zu stande komme, wußte man nicht. Gegen die scherzweise gegebne Erklärung, daß die Sonne eine dunkle und eine helle Seite habe, und daß eine Sonnenfinsternis entstehe, wenn uns die Sonne die dunkle Seite zulehre, hatte man nichts einzuwenden. Bei wieviel Grad das Wasser loche, war völlig unbekannt. Eine glaubte, bei dreißig Grad. — Nicht besser war es mit den Kenntnissen im Rechnen bestellt. Folgende Aufgabe: Wenn ich mit 80 Gramm Kaffee für 6 Personen $5\frac{1}{2}$ Tag reiche, wie lange bei 3 Personen? konnte man nicht lösen. Dasselbe gilt von der nachfolgenden Aufgabe: 3 Brüder teilen sich in 120 Mark, der eine erhält 1 Teil, der andre 2 Teile, der dritte 3 Teile, wieviel erhält ein jeder? Die Aufgabe 11×37 war zu schwer, als daß sie im Kopfe hätte gelöst werden können. Die Handschrift war nicht schlecht, aber die Federhaltung völlig inkorrekt. In den fremden Sprachen war der Standpunkt der Kenntnisse etwas besser; aber auch hier war viel Schaum und Unsicherheit. Ich habe hier nur einige Beispiele angeführt und könnte Seiten füllen mit kinderleichten Fragen, die unbeantwortet blieben. Ich habe wiederholt tags darauf bei Revisionen von Dorfschulen dieselben Fragen gestellt und prompte Antwort erhalten.

Diese jungen Damen waren aber keine Idioten, sondern ganz kluge und „gebildete“ Mädchen, wie schon gesagt, Schülerinnen höherer Töchterschulen großer und mittlerer Städte. Die einzige Teilnehmerin an diesen Examinatorien, die ein solides Wissen zeigte, war meine Frau. Und diese hat überhaupt keine Töchterschule besucht, sondern ist von ihrem Vater unterrichtet worden und hat die Schulzeit seit einer hübschen Reihe von Jahren hinter sich.

Natürlich können nicht alle Einzelheiten, die in der Schule gelernt werden, das Leben lang im Gedächtnis behalten werden. Vieles, meinethwegen das meiste, sinkt unter die Schwelle des Bewußtseins hinab. Es muß aber doch seinerzeit so fest eingeprägt worden sein, daß es nicht gänzlich verloren geht, sondern bei gegebner Gelegenheit und gegebner Hilfe leicht wieder auftaucht. Es muß doch von den Hauptsachen mindestens ein Gerüst übrig bleiben, nach dem die neu gelernten Dinge geordnet werden, gleichsam Gruppen von Fäden, an denen die neuen Kenntnisse, die das Leben bringt, oder die aus Büchern entnommen werden, angehängt werden können. Wenn aber das Gelernte völlig verloren geht, wenn nicht einmal die Grundlinien, nicht einmal die Hauptsachen übrig bleiben, wenn sich wenig Jahre nach Schluß der Schulzeit nichts weiter findet als eine große Lücke und die nebelhafte Erinnerung: Wir haben in der Schule eine ganze Menge Dinge gehabt, so fragt man mit Recht: Ist nicht dieses Resultat mit acht oder zehn Jahren, die auf Schulbänken verlebt werden, mit verdorbnen Augen, verdorbnen Nerven und bleichsüchtigem Körper zu teuer bezahlt? Ist es nicht besser, den weiblichen Unterricht wie in alten Zeiten von vornherein auf das dürftigste Maß zuzuschneiden und die freie Zeit auf Erlernung von nützlichen Dingen und auf die Pflege der Gesundheit zu verwenden?

Ich bin überzeugt, daß es keinen Direktor einer höhern Töchterschule giebt, der nicht die Meinung, solche Resultate könnten seiner Schule nachgesagt werden, mit Entrüstung zurückzuweisen bereit sei, und der mir nicht den Vorwurf machte, daß ich ihn ungerechtfertigterweise verallgemeinere. Dagegen stelle ich die Frage: Woher will denn der Herr Direktor wissen, was seine Schülerinnen, nachdem sie aus der Schule entlassen sind, noch leisten? Das Zeugnis beweist nichts, denn

einmal sind Zeugnisse Beweismittel geringen Werts, und dann — wer nimmt wohl das den höhern Töchtern gegebne Zeugnis ernst? Besonders schlimm liegen die Dinge in Privatschulen, wo das gute Zeugnis zur Geschäftspraxis gehört. In einer solchen Schule wurde, weil ungünstige Zensuren Unzufriedenheit erregten, zensiert: 1a, 1b, 1c und 1d, wobei nach Belieben die Unterbezeichnung weggelassen werden konnte. Auch die Ostereamina beweisen nichts, da sie vorbereitet zu werden pflegen und sich immer nur auf das zuletzt gelernte beziehen. Erst wenn man die Prüfung ein, zwei Jahre nach Schluß des Schulunterrichts anstellt, kann man erfahren, was von dem Gelernten Eigentum der Schülerin geworden ist. Es ist auch nicht eine vereinzelte Erscheinung, daß höhere Töchter aus der Schulzeit ganz unverhältnismäßig wenig übrig behalten, es ist ein allgemein empfundner Mangel. Nachdem ich aufmerksam auf diesen Mangel geworden war, habe ich mich nach verschiedenen Seiten erkundigt und nur erfahren, was zur Bestätigung meiner Beobachtungen dienen konnte. Ich will zugeben, daß nicht in jedem Falle so ungenügende Resultate zu Tage treten, wie in den von mir beobachteten Fällen, ich will sogar annehmen, daß der Durchschnitt höher liegt, als er nach meinen Mitteilungen erscheinen könnte; tief genug liegt er trotzdem. Und alle die jungen Mädchen, die gar nichts behalten hatten, sind aus der ersten Klasse abgegangen und müssen doch ihrer Zeit für reif angesehen worden sein, in diese Klasse versetzt zu werden. Es scheint also doch, daß hier ein allgemeiner Mangel vorliegt, nämlich der, daß die jungen Mädchen, auch wenn sie mit vielen Dingen beschäftigt worden sind, von dem, was in der Schule behandelt ist, zu wenig ins Leben mitnehmen, und daß daran die Art des Unterrichts schuld ist.

Die Volksschule, die Realschule, das Gymnasium sind dafür verantwortlich, daß sie dem Schüler ein vorgeschriebnes Maß von Kenntnissen beibringen. Die Volksschule, die auf dem Schulzwang errichtet ist, ist verpflichtet, „die für einen vernünftigen Menschen erforderlichen Kenntnisse“ zu schaffen. Die höhern Schulen führen zum Berufstudium und schließen mit einem Berechtigungs- oder Reifeexamen; der höhern Töchterschule ist freigestellt, was sie leisten will und was nicht. Sie hat kein Berechtigungszeugnis auszustellen, das Reifezeugnis der höhern Tochter ist ihr Alter. Die höhere Töchterschule hat allerdings ihren Lehrplan, ihr Unterrichtsziel. Wird dieses Ziel erreicht, so ist es gut, wird es nicht erreicht, so ist es zuweilen auch gut. Das macht den Unterrichtsbetrieb bequem, aber das Resultat unsicher. Wer will denn Vorwürfe erheben? Und wer fordert denn solides Wissen? Für Mädchen ist es doch genug, wenn sie etwas zu wissen scheinen.

Daß der Umfang des Unterrichtsstoffes zu eng begrenzt sei, wird niemand behaupten können. Es kommt alles vor, was es zwischen Himmel und Erden giebt und gegeben hat, von der Fixsternwelt bis zu den Kryptogamen und der Pflanzenzelle, von Ramses dem Großen bis zu Schiller und Goethe und Paul Heyse. Aber vielleicht liegt hier gerade der Fehler. Es ist eine Erfahrungssache, daß Mädchen sich dem Unterrichte in den Realien gegenüber etwas spröde verhalten. Geographie ist ganz besonders nicht ihr Fall. Aber auch die umgekehrte Erfahrung wird gemacht. Wenn sie etwas interessiert, so greifen sie zu und behalten auch, was ihnen dargeboten wurde. Ich kenne Mädchenklassen, in denen mit Geographie und Geschichte nicht viel los ist, andre, in denen gerade diese Fächer mit Lust und Erfolg getrieben werden. Es kommt eben darauf an, wie es gemacht wird. Um Interesse zu wecken, darf man natürlich nicht bei toten Zahlen und Namen stehn bleiben, sondern muß malen und detaillieren, was eine Beschränkung des Stoffes fordert. Eine Überfülle des Stoffes ist der größte Feind eines erfolgreichen Unterrichts. Ebenso vergeblich ist es, auf Erfolg zu hoffen, wenn man mit Schlaglichtern und Phrasen arbeitet, über Zeiten und Dinge mit eiligen Schritten hinget und nichts

gewinnt als einen allgemeinen Eindruck oder ein allgemeines Staunen über das, was es in der Welt alles giebt.

Hier möge die Frage erlaubt sein: Wird in den höhern Töchterschulen nicht vielleicht zu geistreich unterrichtet, zu flüchtig, zu sehr auf den äußern Schein gearbeitet? Ist der Unterricht nicht zu sehr Schauensarbeitsarbeit, als daß er solide und fruchtbringend sein könnte? Giebt man nicht vielleicht dem modernen Geiste, dem alles „interessant“ gemacht werden soll, der an allem naschen, sich aber um nichts redliche Mühe geben will, beim Mädchenunterrichte zu sehr nach? Man würde sich in diesem Falle nicht wundern können, wenn unsre Frauen, nachdem sie einen flüchtigen, wenig vertieften und wenig fruchtbringenden Unterricht genossen haben, und nachdem sie später zur Vollendung der Erziehung aus einem Vortrage in den andern geführt worden und mit unzusammenhängenden und unverstandnen Dingen flüchtig beschäftigt worden sind, einen oberflächlichen und auf lauter Nichtigkeiten gerichteten Sinn erwerben.

Vielleicht trägt auch eine schwache Disziplin zu dem Mangel an zureichenden Resultaten bei. Es giebt leider genug unverständige Mütter, die ihren Kindern immer recht geben, ihnen geflissentlich eine Geringschätzung gegen den Lehrer aneziehen und sich in ihren heiligsten Menschenrechten verletzt fühlen, wenn die Schule irgend eine unbequeme Forderung aufstellt. Kommt nun noch ein Direktor hinzu, der, um seine Popularität besorgt, das Hausrecht der Schule nicht wahrnt und das Ansehen seiner Kollegen nicht schützt, so ist es nicht verwunderlich, wenn die Mühle schlechtes Mehl giebt. Die Stellung eines städtischen Schuldirektors ist nicht frei von Schwierigkeiten. Der Direktor darf nicht bloß Schulmann, er muß auch Diplomat sein. Er muß sich mit den Herren von der Schuldeputation vertragen, er muß sich mit dem Magistrate gut stehn, aber auch Freunde unter den Stadtverordneten haben. Vor allem muß er es vermeiden, daß Klagen der Eltern ihren Wiederhall in den städtischen Körperschaften finden. Er weiß ganz genau, daß es seine Stellung erschweren würde, wenn er immer streng sachlich verfahren wollte. Er muß unter allen Umständen dafür sorgen, daß die Frequenz der Schule nicht sinkt, daß er in dem Konkurrenzkampf mit den Privatschulen nicht geschlagen wird. Strebtsame Direktoren, die ihre Stellung „repräsentativ“ auffassen, nehmen denn auch aus Sorge um ihre Popularität gar zu leicht Partei gegen den Beschwerde führenden Lehrer. Von einer renommierten höhern Töchterchule wird in Lehrerkreisen behauptet, daß der dortige Direktor, ein kluger Mann, der höher hinaus wollte, immer für die Schülerin gegen den Lehrer eingetreten sei. Die Schülerinnen dieser Schule erzählten sich Wunderdinge über die Streiche, die sie ihren Lehrern spielten. Wir wollen in Gottes Namen die Hälfte davon als leere Renommage streichen, es bleibt aber immer noch zuviel übrig. Es kam dort wiederholt vor, daß eine Schülerin, die ihren Lehrer bis zur Verzweiflung gebracht hatte, von diesem die Treppe hinauf zum Direktor geführt wurde. Aber der Lehrer kehrte auf halbem Wege um, weil er sich sagte, daß er doch Unrecht erhalten werde. Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß solche Verhältnisse die Regel sind, so ist doch wohl ziemlich allgemein der Fall, daß die jungen Mädchen zu sehr als Dämchen behandelt werden. In einer andern Schule desselben Ortes wird es erlaubt, daß sich die Mütter in das Schulzimmer setzen und dem Unterrichte zuhören. Was kann auch ein tüchtiger Lehrer unter solchen Umständen leisten? Wenn aber die Osterversetzung und das Osterzeugnis kommen, so herrscht himmlische Milde, und auch ganz schwache Schülerinnen werden noch versetzt. Es ist erklärlich, daß ein aus ernsthaften Männern bestehendes Lehrerkollegium dieses Arbeiten auf den äußern Effekt, auf Schauensarbeitsauslagen nur mit Widerwillen mitmacht. Lehrerinnen sind meist gefügiger, beugen sich gewöhnlich ohne Widerspruch den Wünschen oder besondern Auffassungen des

Direktors und lassen sich oft bis zum Zusammenbrechen ausnutzen, außerdem arbeiten sie billiger. Man sieht auch die merkwürdige Erscheinung, daß Direktoren, die früher gegen die Lehrerinnen agitirt haben, neuerdings mit allen Mitteln für die zahlreichere Verwendung von Lehrerinnen an den höhern Mädchenschulen eintreten und die tüchtigen Volksschullehrer am liebsten ganz daraus verdrängen möchten. Feste Zucht, Gründlichkeit, Berückerlichung, Einfachheit wären manchen Mädchenschulen dringend anzuraten. Keine überflüssige Wichtigthuerei und kein Effekthaschen, kein Paradiereu und keine überspannten Pläne!

Wenn man nun gegenwärtig bestrebt ist, auf die höhere Töchterchule in Form des Mädchengymnasiums ein neues Stockwerk aufzubauen, so bin ich der unmaßgeblichen Meinung, man sollte doch erst einmal die Fundamente des untern Stockwerks gründlich revidieren und ordentlich verbessern.

Wieder ein neuer Heiland. Oder eigentlich zwei, die freilich ihrer Lehre nach nur einen ausmachen. Zwei leibliche Brüder, die zugleich Brüder in Apoll sind, die Dichterphilosophen Heinrich Hart und Julius Hart, verkünden in ihrer neusten Schrift*): Ihr Thoren, was zerbrecht ihr euch selbst und zererschlagt ihr euern Brüdern die Köpfe um Gott, Absolutes, Religion, Moral, Metaphysik und ähnliche solche Einbildungen! Die Welt ist, was sie scheint, und dahinter steckt nichts. Über ihre Gegensätze und Wandlungen braucht ihr euch nicht zu verwundern: erkennt diese Gegensätze oder Widersprüche an und laßt sie stehn, so sind sie überwunden. Alles ist eins, und eins ist alles. Vielheit ist Einheit, und Einheit ist Vielheit, Ei und Henne sind eins, Raupe und Puppe sind eins, Geist und Leib sind eins, ich und du, wir sind eins, die Welt ist in mir, und ich bin in der Welt; die Welt ist, wie sie ist, sie läuft, wie sie laufen will, ein Narr, der sich darüber den Kopf zerbricht. Erkennen wir das an, so hört aller Streit auf, die Harmonie ist hergestellt, und die Menschheit ist erlöst. Gegen den theoretischen Teil dieser Auffassung wäre an sich nichts einzuwenden, denn wenn ein Philosoph auf Philosophie verzichten will wie der erste beste Philister, so geht das niemand was an, und will er solchen Verzicht Philosophie nennen, so übt er damit sein gutes Recht. Nur daß diese alte Weisheit nicht den Namen einer neuen Weltanschauung verdient, wenn auch die Redensarten, mit denen sie hier vorgetragen wird, neu und, wie wir gern anerkennen, nicht allein neu, sondern auch wohlklingend sind und von der ehrlichen Gesinnung und dem warmen Herzen der Verfasser zeugen. Schlimmer steht es um die praktische Bedeutung, die die beiden Hart ihrer Alleinslehre zuschreiben. Schießen einander Engländer und Buren, Europäer und Chinesen vielleicht wegen irgend einer Meinungsverschiedenheit in betreff der Natur des Absoluten tot, und toben Agrarier und Industrielle, Warenhändler und Kleinkrämer gegeneinander, weil die einen dem Spiritualismus, die andern dem Materialismus huldigten? Es ist schon wahr, daß die Leute einander mitunter auch der Religion wegen mordeten — der Philosophie wegen wohl kaum —, aber das sind doch nur vorübergehende Fanatismusanfälle, denen oft genug noch bewußt oder unbewußt die Ursache aller ernsthaften und tragisch verlaufenden großen Kämpfe: das materielle Interesse, zu Grunde liegt. Solange also die Interessengegensätze nicht aus der Welt geschafft werden, könnte auch die vollständigste Harmonie in der Weltanschauung

*) Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die wenigen und alle. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900. Erstes Heft der von den beiden Brüdern geplanten Reihe: Das Reich der Erfüllung. Flugchriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung. — Das Büchlein ist so ausgestattet, wie es G. Wustmann im 23. Heft unter der Überschrift „Geschmacksverirrung im Buchdruck“ beschrieben hat.

uns Menschen den ewigen Frieden nicht bringen. Dazu kommt nun noch der große psychologische Irrtum der Brüder Hart, daß mit der Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens und der Auflösung aller Haßdissonanzen in Liebesharmonie auch die allgemeine Seligkeit hergestellt wäre. Nehmt dem Durchschnittsmenschen die Möglichkeit, sich über einen Gegner zu erboesen und auf ihn zu schimpfen: auf den Juden, oder den Pfaffen, oder den Junker, oder den Liberalen, oder den Freimaurer, oder den Neufantianer, oder den Neulamardkianer, oder den Medizinarzt, oder den Naturheilkünstler, oder den Tschechen, oder den Papisten, oder den Protestanten, oder den bösen Nachbar, oder den bösen Chemann — und ihr habt ihm das halbe Leben genommen, vielleicht sogar das ganze. Ja nicht allein zu hassen und zu kämpfen, sogar für die eigne Überzeugung zu leiden ist vielen Bedürfnis, und es giebt Exaltierte, denen man keine größere Wohlthat erweisen kann, als wenn man sie um ihres Glaubens willen verbrennt. Das sieht ja nun recht häßlich eingerichtet aus, aber am Ende ist es doch noch die beste Einrichtung, die getroffen werden konnte, denn wer weiß, ob sich die Brüder Hart nicht vor Langerweile aufhängen werden, wenn ihr Bund — einen solchen gründen sie nämlich — den Streit aus der Welt geschafft haben wird, den doch schon Heraklit als den Vater der Dinge — philosophisch ausgedrückt das principium individuationis, die Daseinsbedingung alles individuellen Lebens — erkannt hat. Widerstrebe, sagen die beiden Herren, überwindet man nicht dadurch, daß man sie aufhebt, sondern dadurch, daß man sie stehn läßt; so bemühen wir uns auch nicht um die Lösung der Widersprüche, die sie selbst zum besten geben, lassen sie vielmehr ruhig stehn und wollen nur einen davon zum Ergötzen unsrer Leser hierher setzen. Seite 12 schreiben sie: „Wir sehen darin [in den theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Lehren] nichts als eine Bankrotterklärung der alten Welt, die damit zugiebt, daß sie die Gegensätze und Widersprüche in unserm Sein und Denken nicht aufzulösen und zu überwinden, in ihrer Wesenseinheit nicht zu erfassen vermag.“ Seite 13 aber schreiben sie — oder hat vielleicht Heinrich die Seite 12 und Julius die Seite 13 geschrieben? —: „Wer die Einheitskenntnis gewonnen hat, der steht reif und fertig auf der Höhe dieses Lebens, wo sich ihm im magischen Lichte deutlich und mit vollkommener Klarheit enthüllt, daß der menschliche Geist niemals irren und fehlen konnte.“ Also haben alle Recht, sogar die alten Theologen, und niemand ist bankrott.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig